

Gesundheitswesen

NZZ aus dem E-Paper vom 09.10.2022

Weshalb Singapurer sparsamer sind

Der Stadtstaat hat ein Gesundheitswesen, das gleich gut ist wie jenes der Schweiz – aber nur 25 Prozent der hiesigen Ausgaben verursacht. Der Grund: In Singapur haben die Bürger selbst einen starken Anreiz, die Kosten niedrig zu halten, schreibt R. James Breiding

Unser Lebensstandard hat sich in der letzten Generation dank technologischen Innovationen und Wettbewerb massiv verbessert. Das Gesundheitswesen bildet da eine erstaunliche Ausnahme. Die Ausgaben in der Schweiz gehören zu den höchsten weltweit. Sie sind von 7 Prozent der jährlichen Wirtschaftsleistung im Jahr 1990 auf fast 12 Prozent angestiegen. Wenn die Löhne nicht kräftig wachsen, werden die Gesundheitskosten zu einer immer grösseren Belastung, auch für die sonst als reich geltenden Schweizerinnen und Schweizer.

Um zu verstehen, warum die Gesundheitskosten hoch sind und tendenziell steigen, stellen wir uns als Kontrast einen Bauernmarkt vor. Wir bringen unseren Einkaufszettel mit und vergleichen die Qualität und die Preise an den einzelnen Ständen. Wir sehen und riechen, wie reif ein Pfirsich ist, und entscheiden, ob wir unser Geld besser für zwei Äpfel ausgeben sollten. Wenn wir einen faulen Apfel in der Tüte entdecken, geben wir ihn zurück und tauschen ihn gegen einen neuen ein oder gehen beim nächsten Mal zu einem anderen Stand.

Patienten am kürzeren Hebel

Geht es um unsere Gesundheit, könnte es verschiedener nicht sein: Die meisten von uns verstehen nicht, was wir kaufen oder wie viel es kostet – dabei wären das die grundlegenden Voraussetzungen für jeden Markt. Der Verkäufer hat einen erheblichen Informationsvorsprung und gleichzeitig einen Anreiz, naiven Patientinnen und Patienten zu viele Leistungen zu verrechnen – eine verhängnisvolle Kombination.

Wenn es uns gesundheitlich schlecht geht, sind wir ohnehin in einer schlechten Verhandlungsposition. Zudem bezahlen ja nicht wir für den Eingriff oder die Arztkonsultation, sondern unsere Krankenkasse. Warum also sollten wir uns überhaupt um die Preise kümmern? Und wenn wir mit den erbrachten Leistungen unzufrieden sind, ist ein Rückgriff in der Regel nicht möglich. Versuchen Sie einmal, ein künstliches Hüftgelenk zurückzugeben.

Alle diese Faktoren begünstigen den Erbringer von Gesundheitsdienstleistungen und benachteiligen den Patienten. Zusammengenommen haben sie zu einer beispiellosen Umverteilung von Reichtum von den Konsumenten zu den Anbietern von Gesundheitsprodukten und -dienstleistungen geführt. Manche Ökonomen reden von «Marktversagen». In der Schweiz geht diese Entwicklung ungebremst weiter: Die Krankenkassenprämien steigen im kommenden Jahr um 6,6 Prozent. Dabei sind die Franchisen zum Teil so hoch, dass gerade junge Menschen die von ihnen beanspruchten Leistungen praktisch aus der eigenen Tasche bezahlen. Es fühlt sich für sie so an, als hätten sie gar keine Versicherung.

Ganz anders ist die Situation mittlerweile in Singapur. Der Stadtstaat übernahm nach seiner Unabhängigkeit 1965 erst das System des Nationalen Gesundheitsdienstes Grossbritanniens und danach Aspekte des amerikanischen und Schweizer Modells der «freien Marktwirtschaft». Er stiess aber auf ähnliche Mängel wie die oben beschriebenen.

Nach über 50 Jahren Versuch und Irrtum hat Singapur ein eigenes Gesundheitssystem entwickelt. Es erzielt gleichwertige oder sogar bessere Ergebnisse als die Schweiz, bei nur knapp 25 Prozent der Kosten. Ein Grossteil des Erfolgs von Singapur ist darauf zurückzuführen, dass Bürgerinnen und Bürger einen Anreiz zum Sparen haben. Das sogenannte Medisave-System funktioniert in den Grundzügen wie folgt: Jeden Monat werden rund 20 Prozent des Lohns einbehalten, wobei die eine Hälfte für die Rente und die andere Hälfte für die Gesundheitsfürsorge reserviert ist. Arbeitgeber und Arbeitnehmer tragen zu gleichen Teilen bei.

Der oder die Versicherte verwendet diese Ersparnisse, um die Gesundheitsversorgung für sich und die Familie zu bezahlen. Es handelt sich also um eine Art zweckgebundene Währung, so dass Patientinnen und Patienten ein starkes Interesse daran haben, das angesparte Geld sinnvoll auszugeben und ihre Rechnungen zu kontrollieren. Da im Durchschnitt 75 Prozent unserer lebenslangen Gesundheitskosten in den letzten fünf Lebensjahren anfallen, ähnelt Medisave versicherungsmathematisch einem Rentenplan, bei dem sich die Ersparnisse im Laufe des Lebens anhäufen.

Sobald ein ausreichender Sparbetrag erreicht ist, werden überschüssige Ersparnisse in den Rentenfonds des Patienten umgeleitet. Nicht genutzte Ersparnisse können so im Todesfall an die Hinterbliebenen vererbt werden.

Für chronische Krankheiten wie Diabetes oder lebensbedrohliche Diagnosen wie Krebs, die sehr teuer sind und auch jüngere Menschen betreffen können, bietet der Staat eine gesonderte, kostengünstige Versicherung an. Der Gedanke ist ähnlich wie bei der Feuerversicherung. Man weiss nicht, bei wem der Schaden eintreten wird, daher ist die Verteilung der Risiken und Kosten auf die gesamte Bevölkerung das beste Modell.

Medisave verringert das Machtgefälle zwischen Ärzten und Patienten. Zumal die Regierung von Singapur von den Spitälern verlangt, dass sie regelmässig die Preise für ihre Leistungen veröffentlichen – um Transparenz, Wissen und Wahlmöglichkeiten zu fördern. Auch die Selbstverantwortung steigt. Eine Krankheit zu vermeiden, ist bekanntlich viel billiger, als sie zu kurieren. Gesunde Ernährung, Bewegung und Rauchverzicht sind zentrale Vorsorgemassnahmen. Menschen achten besser auf ihre Gesundheit, wenn sich das auch finanziell auszahlt.

In Singapur fragen Patienten ihre Ärzte häufig, ob Generika eines Medikaments verfügbar sind. Der Kontrast zur Schweiz könnte nicht grösser sein. Hier werden viel seltener Nachahmerprodukte abgegeben, und sie sind auch noch wesentlich teurer als in den Nachbarländern. Die Möglichkeit der Ärzte in der Schweiz, ihren Patienten Medikamente direkt zu verkaufen, schafft ein zusätzliches moralisches Risiko. Warum sollten sie ein billigeres Produkt verkaufen? Sie haben keinen Anreiz, Generika abzugeben. Sondern sogar einen Anreiz zur Über-Verschreibung. Die Einnahmen der Ärzte sind im Endeffekt direkt Kosten der Patienten.

Mehr Transparenz und wachsame Konsumenten tragen in Singapur auch wesentlich dazu bei, dass weniger Betrugsfälle und andere grobe Missstände auftreten. Solche kosten in der Schweiz mehr als eine Milliarde Franken pro Jahr.

Massive technologische Fortschritte

Smartphones dürften die Art und Weise, wie medizinische Versorgung geleistet wird, radikal verändern. Auch auf diese Entwicklung sind die technologieaffinen Singapurer wesentlich besser vorbereitet als die Schweizer. In erster Linie werden Smartphones für mehr Chancengleichheit sorgen und den Informationsvorsprung der Ärzte gegenüber den Patienten verringern. Watson von IBM oder AskBob von Ping An bieten immer präzisere, benutzerfreundliche, durch künstliche Intelligenz gestützte Diagnosen und Behandlungen; dies führt dazu, dass Patienten nicht mehr ständig Ärzte

aufsuchen müssen – in der Regel das teuerste Element in der Wertschöpfungskette des Gesundheitswesens. Wir stehen wahrscheinlich an der Schwelle zu Fortschritten in einer noch nie da gewesenen Grössenordnung in der Gesundheitsversorgung.

Wenn sich jemand aus Estland in Bangkok verletzt, kann er dem Notarzt über die Cloud Zugriff auf seine lebenslangen Gesundheitsdaten gewähren: Bluttests, Allergien, Röntgenbilder, Rezepte und Versicherungsinformationen. Alles auf Knopfdruck. Da die Daten digital gespeichert werden, sind die zusätzlichen Kosten vernachlässigbar, und die Einsparungen durch die Vermeidung von Redundanzen enorm. Es ist bezeichnend, dass es in der Schweiz nicht vorwärtsgeht mit dem elektronischen Patientendossier.

Das Gesundheitssystem von Singapur zeigt ein erhebliches Verbesserungspotenzial auf: heute durch seine Struktur und morgen durch den Einsatz von Technologie. Singapurs bemerkenswerter Erfolg basiert darauf, ausländische Systeme zu verstehen und an die eigenen Bedürfnisse anzupassen. So replizierte der Stadtstaat zum Beispiel das Schweizer Militärsystem. Wäre nach dem neuerlichen Prämienschock nicht die Zeit gekommen, dass sich auch die Schweiz nach Lösungen umsieht, die im Ausland funktionieren? Vielleicht wäre eine «Singapur-light»-Version in Kombination mit dem guten alten Einfallsreichtum und der Selbstverantwortung der Schweiz eine gute Idee.

Dieser Text wurde adaptiert aus dem Buch «Too Small

to Fail – Was wir von kleinen Ländern lernen können»,

R. James Breiding (Stämpfli-Verlag).